



Schreibe, rief eine Stimme mitten in der Nacht, und ich erhob mich.
Schreibe, daß ich die Meinen zu sammeln gedenke
Und meine Herrschaft antreten will unter den Menschen.

Da sah ich eine riesige Schar.
Ich sah die Heiligen, und sie schwenkten ihren Heiligenschein.
Ich sah die Seligen, und sie schwenkten ihren Seligenschein.
Ich sah die Christen, und sie schwenkten ihren Taufschein.
Ich sah die reichen Christen, und sie schwenkten einen Geldschein.

Wo sind die Meinen, sprach da der Herr.
Schreibe: Habe ich den Meinen einen Heiligenschein gebracht
Oder habe ich ihnen das Kreuz gebracht?
Erkennt man die Meinen an ihrem Seligenschein,
An ihrem Taufschein, an ihrem Geldschein, oder erkennt man sie
An meinem Kreuz?

Schreibe: Wo sind die Meinen?

Als ich diese Worte geschrieben hatte, blickte ich auf und sah
abermals eine große Schar, die war hundertundsechszigmal
größer als die Schar der vorigen, und jeder in der Schar trug ein
Kreuz.

Einige trugen außerdem einen anerkannten Heiligenschein, aber
sie hatten ihn über dem Kreuz vergessen. Andere trugen einen
einwandfreien Seligenschein, einen gültigen Taufschein oder gar
einen echten Geldschein, aber sie hatten diese Kleinigkeiten über
dem Kreuz vergessen.

Die meisten trugen eine klaffende Wunde oder waren mit einem
stinkenden Aussatz bedeckt. Zuvorderst aber stand ein Missetäter,
der schrie in einem fort: «Jesus! Gedenke meiner, wenn du in dein
Reich kommst!»

Und alle schwenkten ihr Kreuz und schrien mit dem Missetäter:
«Jesus! Gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!»

Da erkannte ich, daß von den Missetätern keiner seine Wunde und
seinen Aussatz vergessen konnte unter dem Kreuz.

Schreibe, befahl der Herr:
Ich habe die Meinen gesammelt und will mit ihnen die Herrschaft
Antreten unter den Menschen.
(Hommage à Hugues Félicité de Lamennais.)

Franz Fassbind

Allerheiligen

Apokryph – Wie ein biblischer Text lauten könnte.

Theologie

Das Papsttum als ökumenische Frage: Die schwierigste Frage im ökumenischen Dialog – Erwartung trotz vieler Vorbehalte bei evangelischen Christen – Papsttum als Dienst für die sichtbare Einheit der Gläubigen – Die Geschichte kann man nicht durch eine andere ersetzen –

Mario der Zigeuner

Durch Reform des Papsttums würden viele lutherische Einwände fallen – Nicht hinter Vatikanum I zurück, aber darüber hinaus – Freiwillige Selbstbeschränkung der päpstlichen Gewalt? – Papstwahl als Beispiel für eine mögliche Gewaltenteilung – Notwendige Stärkung der synodalen Elemente in der katholischen Kirche – Ein seelsorglicher, aber nicht ein juristischer Einheitsdienst könnte auch von anderen Kirchen anerkannt werden – Schwierigkeiten mit dem Jurisdiktionsprimat größer als mit der Unfehlbarkeit – Sehr umstrittene Petrusexegese.

Karl Neumann, München

Bischofssynode

«Ortskirche» in der heutigen Welt: Vielfältige, aber keine tragfähige Einteilung der Welt – Die Kirche muß in vielen Ländern erst heimisch werden – Texte aus den heiligen Büchern nichtchristlicher Religionen für den Wortgottesdienst – Interpretation solcher Texte als «messianische Erwartung» – Harte Frage eines indonesischen Kardinals – Bischofskonferenz der Antillen für eine Dezentralisierung des Kirchenrechts – Nach Kardinal Malula müssen die Christen Afrikas das Christentum afrikanisieren – Kontestation des christlichen Abendlandes als erster Schritt zum Glauben – Warnung aus Polen – Kommunistische Regimes haben nichts lieber als lauter Ortskirchen – Ausgleich zwischen unterschiedlichen Anliegen – Hierarchische Kirche als Zentrum aller Rechte ein Schaden für die Ausbreitung des Reiches Gottes.

Ludwig Kaufmann

Ökumene

Die Kirchen Europas suchen ihren Weg: Konferenz Europäischer Kirchen tagt in Engelberg – Zu weites Tagungsthema – Abendmahlsgemeinschaft als hintergründiges Hauptproblem – Durch gemeinsame Eucharistie zur gemeinsamen Lehre? – Einspruch der Orthodoxen – Das Abseitsstehen der katholischen Kirche.

Albert Ebnetter

Länderbericht

Zaire: Schule und Jugend zwischen Partei und Kirche: Über die Hälfte der Schüler in katholischen Schulen – Zugriff der staatlichen Instanzen – Schule als Mittel für Parteiideologie und nationalistische Propaganda – Trend zur totalen Vereinheitlichung.

DAS PAPSTTUM ALS ÖKUMENISCHE FRAGE

Als vor einiger Zeit der evangelische Prior von Taizé, *Roger Schutz*, öffentlich fragte: «Wird der Bischof von Rom als universaler Hirte uns mitnehmen auf den Weg zu einer Kirche der Gemeinschaft...?» löste das heftigen Unwillen bei nicht wenigen evangelischen Christen aus. Der Chefredakteur des deutschen Evangelischen Pressedienstes schrieb vom «Verdacht katholisierender Bestrebungen»: «Es zeugt ja nicht von betont protestantischer Gesinnung, wenn Schutz den Priesterzölibat verteidigt, ... und nun dieses erneute Bekenntnis zum Papstamt ablegt... Die nicht-römischen Kirchen werden besser als zuvor wissen, was sie von Taizé zu halten haben.»

Die Papstfrage schien – auf beiden Seiten – so etwas wie der *articulus stantis et cadentis ecclesiae* zu sein.

Das war vor zwei Jahren. Inzwischen dürfte der Prior von Taizé nicht mehr allein stehen. Zwar hatten die bisherigen Gespräche zwischen den Konfessionen die Frage des Papsttums als das dornigste Problem zumeist ausgeklammert. Im Malta-Papier etwa (Gespräch luther. Weltbund – kath. Kirche) wurde die Frage nur kurz andiskutiert, das Ämterpapier der deutschen ökumenischen Universitätsinstitute stellte sie bewußt zurück. Es hatte den Anschein, daß hier das letzte unübersteigbare Hindernis auf dem Weg zwischen der kath. Kirche und den anderen Konfessionen liege: der Fels Petri als Stein des Anstoßes und der Trennung!

Doch nachdem andere Probleme weitgehend gelöst waren und man sich auf die Frage der Ämter konzentrierte, erschien es nur konsequent, in diesem Zusammenhang auch die letzte und schwierigste Frage anzugehen: das Papstamt.

Die Christen der USA waren die ersten, die diese Frage auf nationaler Ebene behandelten: in einem dreijährigen offiziellen Dialog zwischen Katholiken und Lutheranern. Das Ergebnis der Gespräche ist ein Dokument, das als ein Markstein der ökumenischen Bewegung bezeichnet wurde.¹ Es ist in der Tat eine kleine Sensation, wie die Herderkorrespondenz schreibt (1974, S. 171 f.).

Dieses Papier diente als Grundlage eines Oberseminars der beiden ökumenischen Institute der Universität München unter der Leitung der Professoren *H. Fries* (kath.) und *W. Pannenberg* (ev.): «Das Papsttum als ökumenische Frage.»

Erstaunlich für einen kath. Teilnehmer war die Erwartung, die bei vielen evangelischen Christen trotz aller Vorbehalte in das Papsttum gesetzt wird. Der römische Bischof sei, meinte Prof. Pannenberg, bei seinem eigenen Selbstverständnis anzusprechen, für alle Christen zuständig zu sein. Wo ist das bei seinen Akten sichtbar und spürbar? Die Tatsache, daß sich die kath. Kirche faktisch als *eine* Konfessionskirche gebe und nicht, wie sie beanspruche, als Universalkirche, dies theologische Problem sei ihr noch kaum bewußt.

Dienst an der Einheit

In der Frage nach dem sichtbaren Einheitsspunkt der universalen Kirche lag auch der Ansatz für das Verständnis des Papsttums, sowohl in dem Seminar wie in dem zugrundeliegenden amerikanischen Papier:

«In den letzten Sitzungen unseres Gespräches gingen wir zu der Frage über, wie das Amt am besten die Einheit der Gesamtkirche fördern und ausdrücken könnte, zum Besten ihrer Sendung in der Welt. Es war in diesem Kontext, daß wir den Primat des Papstes in Betracht zogen.»²

¹ Ministry and the Church Universal: Differing Attitudes Toward Papal Primacy; veröffentlicht in «Origins», 14. 3. 1974.

² Ebd. Vorwort. – Es gibt noch keine deutsche Ausgabe des Papiers. Die Übersetzung stammt von mir.

Der Ansatz ist also nicht, wie es vielleicht nahegelegen hätte, sich zunächst aufgrund des biblischen Befundes über die Rolle des Petrus im Neuen Testament zu einigen und dann die Frage von Nachfolgern zu stellen, sondern umgekehrt von den Bedürfnissen der (heutigen) Kirche auszugehen und zu fragen, ob nicht das Papsttum eine mögliche Funktion in dieser Kirche haben könnte: die Funktion der sichtbaren Einheit. Das amerikanische Papier nennt es die petrinische Funktion.

«Solch eine petrinische Funktion wurde in gewissem Grad von verschiedenen Amtsträgern ausgeübt, z.B. von Bischöfen, Patriarchen und Kirchenpräsidenten. Jedoch der wichtigste Repräsentant dieses Dienstes im Hinblick auf die Gesamtkirche, sowohl der zeitlichen Dauer wie der geographischen Reichweite nach, ist der Bischof von Rom» (Nr. 5).

Prof. Pannenberg:

«Trotz ideologischer Komponenten hat die Kirche von Rom in der Welt der antiken Polis eine Einheitsrolle gespielt, und zwar immer mehr, nachdem andere Patriarchate ausfielen. Man kann an dieser gewachsenen Einheitsrolle Roms nicht vorbeigehen. Man kann nicht die Geschichte, aus der man kommt, durch eine andere ersetzen.»

Solche Überlegungen liegen durchaus auf der Linie der reformatorischen Tradition. Die Papstpolemik des späten Luther (Papst als Antichrist) ließ vergessen, daß die Reformatoren lange Zeit auf eine Reform des Papsttums hofften. Die Kritik Luthers richtete sich jedenfalls zunächst auf das konkrete Renaissancepapsttum seiner Zeit, nicht auf die Institution als solche. Wenn das Papsttum der Verkündigung des unverfälschten Evangeliums dient, hat es nach Luther und Melanchthon eine wichtige Funktion in der Kirche zu erfüllen. Luther empfand allerdings seine Verurteilung durch den Papst als eine Verurteilung des Evangeliums; damit habe sich der Papst als Feind des Evangeliums erwiesen: als Antichrist – eine Bezeichnung, die im Mittelalter selbst von Heiligen auf den Papst angewandt wurde. Dennoch gestanden die Reformatoren auch weiterhin dem Papst alle Rechte eines Bischofs seiner Diözese zu. Ja, Melanchthon war der Meinung, «um des Friedens und der Einigkeit unter den Christen willen» könne dem Papst ein Vorrecht vor anderen Bischöfen zugestanden werden, allerdings kraft menschlichen Rechts.

So hoffte man auf ein ökumenisches Konzil, das das Papsttum reformieren sollte, und schickte Abgesandte zur zweiten Phase des Konzils von Trient. Noch 1691 stellte der lutherische Abt *Gerhard I. von Loccum* fest, die Lutheraner seien bereit, kraft kirchlichen Rechts den Bischof von Rom als ersten Bischof der Kirche anzuerkennen, der auch Gehorsam in geistlichen Dingen verlangen könne. Er sah keinen Unterschied zwischen seiner Auffassung und der Lehre der kath. Theologen der Sorbonne, die ebenfalls den Primat göttlichen Rechts und die Unfehlbarkeit ablehnten. So können die lutherischen Teilnehmer des amerikanischen Dialogs abschließend schreiben:

«Wenn Perspektiven wie die obengenannten (Reform des Papsttums) vorherrschen, werden viele traditionellen lutherischen Einwände gegen den päpstlichen Primat hinfällig werden. Wie erwähnt, erkennen Lutheraner in wachsendem Maß die Notwendigkeit eines Amtes, das der Einheit der Gesamtkirche dient. Sie erkennen an, daß für die Ausübung dieses Amtes Institutionen, die in der Geschichte verwurzelt sind, ernsthaft in Betracht gezogen werden sollten. Die Kirche sollte die Zeichen der Einheit benutzen, die sie ausgebildet hat, denn neue können nicht willkürlich erfunden werden. So wollten die Reformatoren die historischen Strukturen der Kirche fortsetzen und brachen nur widerstrebend mit ihnen... Lutheraner können auch die wohlthätige Rolle des Papsttums zu verschiedenen Perioden der Geschichte zugestehen. Im Glauben an Gottes souveräne Freiheit können sie nicht bestreiten, daß Gott in der Zukunft wieder zeigen könnte, daß das Papsttum seine gnädige Gabe für sein Volk ist. Vielleicht wird dies einen Primat bedeuten, in dem der Dienst des Papstes an der Einheit bezüglich der lutherischen Kirchen mehr seelsorglich als juristisch sein würde. Was vom lutherischen Standpunkt

P. Mario von Galli, von 1952–1972 Chefredaktor unserer Zeitschrift, feiert am 20. Oktober 1974 seinen 70. Geburtstag. Wieso in diesem Fall nicht die üblichen Glückwünsche angebracht sind, ergibt sich aus dem Porträt, das ein langjähriger Freund, der Zürcher Dichter Franz Fassbind, von jenem entwirft, der trotz der 70 Jahre kein «Jubiläum» sein will.

Die Redaktion

Mario der Zigeuner

Es war an einem Feiertag in der «Stella Matutina», zwei, drei Jahre vor dem Einmarsch. Ein unbekannter Pater predigte. Er predigte mit allen Registern seiner Stimme, mit dem ganzen Körper, mit den Armen, mit jedem Fältchen seines Gesichtes, sogar mit den Augen... Mensch, wie diese Augen predigen konnten. «Bestimmt ein Zigeuner», dachte ich und seufzte innerlich: «Welch glücklicher Zufall!»

Ein paar Stunden später hatte ich nämlich, begleitet von Guido Bartsch, beim weltlichen Teil der Feier in einem Winkel des Festsales Sarasate's «Zigeunerweisen» zu spielen. Bevor ich den Bogen hob, dachte ich noch einmal an «meinen Glücksfall», will sagen, an die Zigeunerpredigt. Groß war denn auch der Beifall, fast doppelt so groß wie bei früheren Aufführungen des gleichen Stückes. Als ich mein Instrument ins Etui legte, hörte ich hinter mir die Stimme des Predigers: «Ist ja toll, der spielt wie ein Zigeuner!» Ich wandte mich um. «Wo du bloß herkommst?» fragte der Pater. «Aus Zürich», antwortete ich. Und der Pater schüttelte den Kopf: «Aus Zürich?» wiederholte er. «Und sowas kommt aus Zürich.»

Das war meine erste Begegnung mit Mario Galli. Eigentlich eine Zumutung, dem Leser derlei unglaubliche Geschichten vorzusetzen. Aber glaubwürdig sind *nur* die unglaublichen Geschichten, die über Mario erzählt werden. Er ist nun einmal eine permanente Überraschung. Damit muß man sich abfinden. Gewöhnen kann man sich an Überraschungen ohnehin nicht.

Zu diesen Überraschungen gehörte für mich bald auch die Nachricht, daß Mario trotzdem kein echter Zigeuner sei. Ich erfuhr den Beitrag zu seiner Entmythologisierung aus seinem eigenen Munde und zwar im Katholischen Akademikerhaus am Hirschengraben, Zürich, wo ich ihn nach meinem Weggang aus der Stella eine Zeitlang öfters besuchte.

Bei einem dieser Besuche erkundigte ich mich auch danach, wie und in welchem Meisterkurs er sich zum berühmten Prediger entwickelt habe. «Weißt du», meinte er, «das war gar nicht schwer. Zuerst studierte und übte ich unentwegt, was uns in diesem Fach seit Generationen vorgesetzt und eingebleut wurde. Und am Ende des Meisterkurses faßte ich den Entschluß, für den Rest meines Lebens einfach das Gegenteil von dem zu tun, was mir unsere fleißigen Professoren beigebracht hatten.»

An Gesprächsstoff hat es uns gerade damals nie gefehlt (heute fehlt uns nur noch die Zeit): Nationalsozialismus und Kommunismus; die Schweiz und das Emigrantenproblem; Bücher, die ein braver Katholik nicht lesen durfte, obwohl er sie dringend gelesen haben sollte (und umgekehrt); Kunst und Literatur. Kurzum: Die neuesten Nachrichten hörte ich meist von Mario. Unsere lebhaften Unterhaltungen und das sie begleitende Gelächter wirkten auf die vornehmen Besucher von Pater Gutzwiller, dessen

Hauptquartier damals gleich unter Marios Zimmer lag, eher schockierend. Richard Gutzwiller sah sich deshalb – wie er mir nach Jahren (bereits an der Scheideggstraße) lächelnd bekannte – hin und wieder genötigt, seine uneingeweihten Gäste mit der Bemerkung aufzuklären: «Da oben sind wieder die beiden Verrückten beisammen.»

Die permanente Überraschung: An einem Dezembertag klingelte es vor unserer Wohnungstür. Draußen stand Mario – in Pfadfinderhosen: «Ich muß mir doch unbedingt die kleine Ursula ansehen.» Das Baby war drei Tage alt. Genug für Mario, im Schnee eine gute halbe Stunde weit nach Dietikon zu radeln.

Das Wetter spielt für Zigeuner keine Rolle. Zigeuner sind Fremdlinge auf Erden. Man sagt das auch von den Christen. Und all das hat streng genommen schon mit Abraham begonnen.

Mario ist immer ganz dabei, wenn etwas Neues zur Welt kommt. Drum bei unserem Baby. Drum beim letzten Konzil. Drum auch, jeden Morgen, beim Meßopfer.

Seine Neugierde kennt keine Grenzen. Sein Humor hat kosmische Dimensionen. Abgesehen vom Schöpfer kann ihm nicht sobald einer etwas vormachen. Drum macht Mario auch andern nichts vor.

Aber seine Urteile sind unbestechlich, oft auch aufregend und verblüffend. Sie helfen dem Augenblick, für den sie bestimmt sind und der so oft übersehen wird. Die Ewigkeit überläßt Mario – das ist sein Gottvertrauen – getrost dem Ewigen.

Es kann vorkommen, daß er, in Hauptsachen von Nebensätzen, danebenhaut. Aber kaum in seinen Büchern, in seinen Predigten und kaum in den seltenen Briefen, mit denen er seine Freunde immer dann ebenso unaufdringlich wie überraschend an ein paar nützliche Wahrheiten und Entscheidungsmöglichkeiten erinnert, die ihnen selber noch nicht eingefallen sind.

Etwas vom Zigeuner steckt eben doch in ihm. Der erste Eindruck täuscht selten, mag in den Personalien stehen, was will. Es gibt, wie angedeutet, noch andere Schriften, auf die es ankommt.

Zu Hause ist er – auch wenn er zu Hause ist – selten anzutreffen. Ich wollte ihn einmal an der Scheideggstraße aufs Geratewohl besuchen. Ohne Voranmeldung und mit meiner Frau. Die Zimmertüre stand offen. Mario fegte in Proletenkleidern den Fußboden. Als er uns erblickte, brach ein Donnerwetter los, vor dem wir schleunigst die Flucht ergriffen. Niemand sollte offenbar sehen, wie gut sich der Jünger des Ignatius mit Franziskus, der umbrischen Konkurrenz, verstand. Inzwischen hat er ein Buch über den Heiligen von Assisi geschrieben. Das Buch eines Zigeuners über einen Zigeuner.

Wenn jemand daran zweifelt, daß bei Gott kein Ding unmöglich ist, erzähle ich ihm regelmäßig ein paar Geschichten von Mario. Ich habe damit schon ungläubige Naturwissenschaftler bekehrt.

Lang sollst du unter uns leben, Mario. Um die Zukunft kümmern sich die Futurologen, um die Gegenwart die Manager. Aber wer kümmert sich um die Millionen Augenblicke der Menschen, wenn sich Abraham und seine Nachkommen ihrer nicht annehmen: Abraham und seine Nachkommen, zu denen auch Du gehörst, Deine Mitbrüder, zahllose Menschen guten Willens und, im hintersten Wagen der Zigeuner, ein ganz klein wenig auch Dein

Franz Fassbind

aus einzig notwendig ist: daß der päpstliche Primat so gestaltet und verstanden wird, daß er klar dem Evangelium und der Einheit der Kirche in Christus dient, und daß die Ausübung seiner Gewalt die christliche Freiheit nicht unterbindet» (Nr. 28).

Der anstößige Primat

Hier werden dringende Wünsche an die katholische Kirche ausgesprochen. Was haben, nach diesem «Entgegenkommen» von lutherischer Seite, die katholischen Gesprächspartner an neuen Sichten und Einsichten anzubieten?

Die größte Kluft zu den nichtrömischen Konfessionen hat zweifellos das Vatikanum I aufgerissen. Das Verständnis vom Papsttum, wie es dort gelehrt und zum Teil definiert wurde, war für Nichtkatholiken schlechthin nicht akzeptabel. Es fragt sich, ob bei allem Entgegenkommen die katholische Kirche hinter das Vatikanum I zurückkann. Sie könne nicht zurück, meinte Prof. Fries, aber sie könne darüber hinaus in die Zukunft. Zwar hat das Vatikanum II noch einmal Primat und Unfehlbarkeit, wie sie auf dem I. Vatikanum gelehrt wurden, voll bestätigt und selbst die anstößigste und am meisten mißverständliche Formel (die päpstlichen Definitionen seien «ex sese, non autem ex consensu Ecclesiae irreformabiles») wörtlich wiederholt; aber es rückte sie in ein ganz anderes Licht und in einen größeren Zusammenhang: Die Lehre vom Primat und von den Ämtern überhaupt wurde eingebettet in die Aussagen über das Mysterium der Kirche und über die Kirche als Volk Gottes und von daher verstanden, und der Primat wurde ergänzt und entschärft durch die Lehre von der Kollegialität der Bischöfe. Hans Küng faßt diese veränderte Sicht des II. Vatikanums so zusammen:

1. Die Kirche ist nicht vom Petrusdienst her, sondern der Petrusdienst von der Kirche her zu verstehen.
2. Auch der Petrusdienst ist nicht Herrschaft, sondern Dienst.
3. Kirche ist nicht nur die Gesamtkirche, sondern ebenso ursprünglich die Ortskirche.
4. Der Papst wird statt «Haupt der Kirche» «Hirte der ganzen Kirche» genannt.
5. Die ganze Vollmacht erhält der Bischof nicht durch die päpstliche Ernennung, sondern in der Bischofsweihe.
6. Papst und Bischöfe haben eine gemeinsame kollegiale Verantwortung für die Leitung der Gesamtkirche.
7. Das zentralistische System soll durch praktische Maßnahmen reformiert werden.³

Gewiß stehen viele dieser schönen Aussagen nur auf dem Papier. Schon auf dem Konzil hat sich der Papst den Weg offengehalten, daß letztlich er entscheidet, wann er die Bischöfe zu kollegialem Handeln heranzieht und wann nicht. In der «Nota praevia», die am Ende der dritten Sitzungsperiode einen mittleren Skandal verursachte, heißt es:

«Der Papst als höchster Hirte der Kirche kann seine Vollmacht jederzeit nach Gütindken ausüben, wie es von seinem Amt her gefordert wird» (Nr. 4).

So hatte nicht einmal das I. Vatikanum formuliert! Diese Praktiken belasten natürlich das ökumenische Gespräch über die Rolle des Papsttums. Die lutherischen Teilnehmer des amerikanischen Dialogs schreiben:

«Während des Konzils hat Papst Paul VI. bestimmte Fragen für sich selbst reserviert, und er fuhr fort, eigenmächtig zu handeln in einem Grad, der bisweilen das Prinzip der Kollegialität in Frage zu stellen scheint» (Nr. 39).

Dringend erforderlich wäre nach Ansicht der Dialogteilnehmer in dieser Situation eine freiwillige Selbstbeschränkung der päpstlichen Gewalt, die seine im I. Vatikanum definierte universale Jurisdiktion nicht zu berühren brauchte.

³ Hans Küng, Die Kirche, Freiburg i.Br. 1968, S. 530.

Gewaltenteilung?

Noch weiter geht Karl Rahner in seinem kürzlich erschienenen Buch «Vorfragen zu einem ökumenischen Amtsverständnis».⁴ Er veranschaulicht am Beispiel der Papstwahl, daß es einen Träger einer für die Kirche äußerst wichtigen Entscheidung geben müsse, der nicht der Papst sein kann und seine Vollmacht auch nicht vom Papst herleitet, weil es zu dieser Zeit ja keinen Papst gibt. Könnte ein solcher Träger nicht auch zu Lebzeiten des Papstes in Aktion treten? Rahner denkt an ein institutionalisiertes Gremium, das eine «brüderliche» Mahnung zur Amtsführung des Papstes aussprechen kann:

«Ist sicher *jedwede* Art von «Gewaltenteilung» auf höchster Ebene in der Kirche der Lehre des I. Vatikanum eindeutig zuwider? Könnte eine solche Gewaltenteilung nicht genausogut iure humano in der Kirche denkbar sein, wie der Papst durch Konkordate eine ihm an sich zustehende Bischofsernennung mit einem weltlichen Machtträger teilt?»⁵

Die Kirche als Ganze ist nach Rahner der eigentliche und ursprüngliche Träger aller Gewalten, die in den jeweiligen Einzelträgern gegeben sind. Daraus zieht er eine zweite, noch erstaunlichere Konsequenz: Man könnte fragen, ob die Kirche «wesensnotwendig als einen solchen Träger ihrer Vollmacht immer nur einen einzelnen bestellen kann oder unter Umständen auch eine kleine Gruppe («synodal») zu einem solchen Träger machen könnte, die natürlich jene Vollmacht tragen würde, die das I. Vatikanum der einzelnen Person des Papstes zuerkennt».⁶ Muß die «monarchische» Form des Bischofsamtes und Papsttums, die sich ja offenbar im zweiten Jahrhundert erst herausbildete, die einzig mögliche bleiben?

In die gleiche Richtung gehen die Vorstöße des Tübinger Kirchenrechtlers Johannes Neumann, die synodalen Traditionen der Kirche wieder neu zur Geltung zu bringen. Seine Vorschläge zur Neuordnung des Petrusamtes:

1. Ein Bischofsrat, der mit dem Papst zusammen die eigentliche primatiale Führungsspitze der Kirche bildet;
2. Die Frage, ob das Petrusamt nur durch *eine* Person verwaltet sein darf;
3. Neuordnung der Papstwahl: das Wahlgremium müßte die Gesamtkirche in echter Weise repräsentieren.⁷

Prof. Pannenberg meinte dazu, die Stärkung der synodalen Elemente in der römisch-katholischen Kirche sei «fundamental wichtig als ein Schritt, der die Praxis verändert und dadurch Folgen für die Theoriediskussion auslöst, die sich noch gar nicht übersehen lassen».

Die lutherischen Teilnehmer des amerikanischen Dialogs hatten die Erwartung ausgesprochen, daß der Einheitsdienst des Papstes «bezüglich der lutherischen Kirchen mehr seelsorglich als juristisch sein würde» (s.o.). Hier ist die Frage einer gestuften Zuständigkeit des Papstes in einer möglichen Gemeinschaft von Kirchen angesprochen. Die katholischen Teilnehmer glauben an diese Möglichkeit:

«Könnte nicht der Papst heute in wirklicher Weise Hirte und Lehrer *aller* Gläubigen sein, selbst solcher, die nicht alle Ansprüche akzeptieren können, die mit seinem Amt verbunden sind?» (Nr. 62)

Sie schlagen vor, daß ein besonderer kirchenrechtlicher Status ausgearbeitet werde, durch den die Lutheraner in Gemeinschaft mit der römischen Kirche ständen. Ein solcher Status müßte «die rechtmäßige Tradition der lutherischen Gemeinschaft schützen und ihr geistliches Erbe respektieren». Er müßte «die Selbstverwaltung der lutherischen Kirchen innerhalb der Gemeinschaft anerkennen» (Nr. 33). Aufgegriffen und theologisch gerechtfertigt wurde diese Möglichkeit der

⁴ Quaestiones Disputatae 65, Freiburg i.Br. 1974.

⁵ Ebd. S. 26 f.

⁶ Ebd. S. 29.

⁷ Johannes Neumann, Eine Verfassung für die Freiheit, Wort und Wahrheit 23 (1968) S. 387-400.

gestuften Zuständigkeit des Papstes von Karl Rahner.⁸ Sie wird neuerdings selbst von Bischöfen vertreten.

Es dürfte sichtbar geworden sein, daß von katholischer Sicht das Papsttum nicht das unüberwindliche Hindernis zu sein braucht, als das es zunächst erscheint. Auch wenn man die Aussagen des I. Vatikanums bestehen läßt, bieten sich bei geduldiger theologischer Reflexion ganz andere Möglichkeiten als die Lösung des Alles-oder-Nichts, die viele nicht-katholische Christen bisher befürchteten.

Eine gestufte Zuständigkeit des Papstes dürfte für Katholiken noch leichter zu akzeptieren sein, wenn sie sich erinnern, daß es Derartiges auch innerhalb der katholischen Kirche schon heute gibt. Es ist dem Normalkatholiken meist nicht bewußt, daß die lateinische Kirche lediglich ein Ritus innerhalb der katholischen Kirche ist, daß es daneben die unierten Ostkirchen mit begrenzter Selbstverwaltung und eigenem Kirchenrecht gibt. Die Hypertrophie des lateinischen Kirchenteils hat ihre zufälligen geschichtlichen Gründe und verdeckt das Bild einer Kirche, die aus einer *Communio* von Teilkirchen besteht. In der alten Kirche waren das die Patriarchate. *Joseph Ratzinger* hat in einer meisterhaften Studie gezeigt, wie der römische «Primat» anfangs (etwa im 4. Jahrhundert) lediglich ein Richt- und Orientierungspunkt für die Einheit des Glaubens war, aber keinen administrativen Charakter hatte. Administrative Funktion übte der römische Bischof nur in seiner Eigenschaft als Patriarch Italiens (und des Westens) für die ihm unterstellten Kirchen aus. Vor allem politische Entwicklungen führten zu einer immer beherrschenderen Stellung des römischen Bischofs im gesamten Westen:

eine «Situation, die zugleich den Anspruch Roms gegenüber dem Osten immer mehr steigerte, da es immer weniger zwischen seiner auf Petrus zurückreichenden universalkirchlichen Aufgabe und seiner geschichtlich gewachsenen spezifischen Position im lateinischen Westen zu unterscheiden vermochte».⁹

Diese Entwicklung ging bis zur Einbeziehung des ganzen Westens in die römische Stadtkirche (unter den Karolingern). Sprechendes Beispiel dafür ist der Bedeutungsverlust der Patriarchate und die wachsende Rolle der Kardinäle:

«Die stadtkirchliche Würde steht über dem alten universalkirchlichen Dienst, womit die Umwandlung der Optik deutlich sein dürfte.»¹⁰

In der heutigen Gestalt des Papsttums verquicken sich demnach die drei Rollen, die in den drei Kronen der Tiara symbolisiert sind: Bischof von Rom, Patriarch des Abendlandes, Papst der universalen Kirche. Will man den theologischen Sinn des Petrusdienstes erheben, dann muß man die patriarchalen Elemente, die in der gegenwärtigen Gestalt des Papsttums mit ihm verbunden sind, zunächst einmal davon absondern. Ob eine Einteilung der Kirche in Patriarchate und eine Beschränkung des römischen Bischofs etwa als Patriarch von Italien in der heutigen Situation sinnvoll wäre, bliebe zu überlegen: theologisch möglich wäre sie gewiß. Ob Patriarchate oder nicht: die verlorengegangene Vielfalt von Kirchen und kirchlichen Überlieferungen wiederzugewinnen, ist eine wichtige Aufgabe schon innerhalb der katholischen Kirche, die zugleich die Voraussetzung zu sein scheint, nichtkatholische Kirchen in diese Gemeinschaft einzubeziehen. Das Papsttum als Schützer der legitimen Vielfalt: das ist ein Aspekt des Petrusdienstes, den Prof. Fries besonders betonte. Es könnte Schützer auch der Vielfalt von Lehrtraditionen sein, soweit sie dem Evangelium nicht widersprechen.

Hier kam die Diskussion auf das Thema Unfehlbarkeit. Erstaunlich war die Meinung von Prof. Pannenberg, nach seiner Sicht seien die Schwierigkeiten mit dem Jurisdiktions-

primat größer als mit der päpstlichen Unfehlbarkeit – jedenfalls in der Formulierung, wie sie sich in der Definition des I. Vatikanums findet. Dort ist der Papst unfehlbar, «cum ex cathedra loquitur, id est, cum omnium Christianorum pastoris et doctoris munere fungens...». Pannenberg meinte, wenn der Papst wirklich als Hirte und Lehrer *aller* Christen spreche (das sind ja nicht nur die Katholiken), habe er keine Bedenken, ihn für unfehlbar zu halten. Es sei nur die Frage, wann eine solche Situation gegeben sei.

Umstrittene biblische Begründung

Das schwierigste Thema für die ökumenische Verständigung war in diesem Seminar erstaunlicherweise der biblische Befund: die Rolle des Petrus und die Legitimität der Herleitung des Papsttums aus dem Neuen Testament. Prof. Pannenberg faßte es einmal etwas salopp und scherzhaft so zusammen:

«Wenn Sie uns schon zwingen, das Papsttum zu schlucken, dann zwingen Sie uns doch bitte nicht obendrein noch, eine bestimmte katholische Petrusexegese zu schlucken!»

Er glaubte, daß auch das amerikanische Papier trotz kritischer Bemerkungen die Frage des biblischen Befundes zu optimistisch sehe; ebenso das Buch «Peter in the New Testament», das eine exegetische Unterkommission der amerikanischen Dialoggruppe erarbeitet und herausgegeben hat.¹¹ In dem Papier sei die prinzipielle Tiefe der Auseinandersetzung zwischen Petrus und Paulus nicht gesehen, wie sie im Galaterbrief aufscheint; ebenso, daß Petrus die führende Rolle in der Jerusalemer Urgemeinde offenbar an Jakobus abgegeben habe; ferner daß Petrus nicht das von allen (z. B. von Paulus) anerkannte Zentrum der Einheit in der Urkirche gewesen sei; er scheint im Missionsbereich des Paulus keinen besonderen Einfluß gehabt zu haben (vgl. die Abmachung, Petrus solle für die Beschnittenen, Paulus für die Unbeschnittenen tätig sein, Gal. 2, 9).

Diese Kritik müßte selbst noch einmal genauer analysiert werden. Jedenfalls ist in sehr verschiedenen Schriften des NT eine Petrus-Theologie zu finden, die von einer wichtigen Rolle Petri in den verschiedensten Schichten der Überlieferung zeugt, selbst über seinen Tod hinaus, denn gerade die wichtigsten Stellen Mt 16, 17–19, Lk 22, 31 f., Joh 21, 15–17 und die beiden sogenannten Petrusbriefe wurden nach seinem Tod geschrieben. Diese Petrus-Theologie selbst ist für Christen eine Erkenntnisquelle für die Bedeutung Petri, nicht nur die historisch dürftigen Nachrichten über seine Person.

Aber ist es überhaupt sinnvoll, die Kontroversen um das Petrusamt auf dem Gebiet der Exegese auszutragen? Daß die ökumenische Debatte um das Papsttum nicht weiterkommt, hängt nach Pannenberg damit zusammen, daß sie sich bei der Problematik seiner exegetischen Begründung festgefahren hat. Die schwankenden neutestamentlichen Aussagen können nach seiner Meinung das Petrusamt nicht begründen, wie ja auch in den ersten Jahrhunderten die Ausbildung des Primats ohne Berufung auf Petrus geschehen ist. Die systematische Besinnung auf das höchste Amt würde nach Pannenberg die Debatte weiterführen. Dann mag auch die neutestamentliche Petrus-tradition als Typos zur nachträglichen Illustration dieses Amtes herangezogen werden.

Dieser These hielt Prof. Fries entgegen, daß die Exegese zwar die führende Stellung des Petrus; nicht aber ebenso eindeutig eine Nachfolge im Petrusamt begründen kann. Dennoch gibt es im Neuen Testament eine Tradition, die erkennen läßt, als wie wichtig die Stellung und Funktion des Petrus angesehen werden. Dabei kommt es nicht so sehr auf die Gestalt des historischen Petrus an, sondern auf die in seinem neuen Namen angedeutete Funktion, Fundament der Einheit zu sein.

⁸ K. Rahner, Schriften zur Theologie X, S. 518 f.; Strukturwandel der Kirche, S. 112 f.

⁹ J. Ratzinger, Das neue Volk Gottes, Düsseldorf 1970, S. 135.

¹⁰ Ebd. S. 136.

¹¹ Peter in the New Testament, hrsg. von R. E. Brown, K. P. Donfried, J. Reumann, New York und Minneapolis 1973.

Diese kann mit dem Tod des historischen Petrus nicht zu Ende sein. Das höchste Amt im Dienst der Einheit muß aus einer Kontinuität kirchlichen Glaubens und Lebens begriffen werden.

Auch die amerikanische Gruppe konnte sich übrigens in der Frage der biblischen Legitimation des Papsttums nicht einigen. Denn hinter dieser Frage steht der traditionelle Gegensatz, ob das Papsttum menschlichen oder göttlichen Rechtes sei. Wie schon gesagt, war Melanchthon bereit, dem Papst einen gewissen Primat zuzugestehen, aber nur kraft kirchlichen Rechtes. So werden auch die heutigen Protestanten eher die Zweckmäßigkeit eines universalen Dienstes an der Einheit

anerkennen, aber kaum die theologische Notwendigkeit eines solchen Amtes. Nun ist die traditionelle Alternative «göttlichen oder menschlichen Rechtes» schon länger als problematisch und inadäquat erkannt. Für unsere Frage heißt das: die Katholiken werden zugeben, daß eine «Einsetzung Petri zum ersten Papst» durch Jesus in dieser undifferenzierten Form eine Rück-Projektion späterer Verhältnisse ins Neue Testament darstellt. Und die evangelischen Gesprächspartner würden gewiß zugeben, daß durch den Wegfall dieser Vorstellungen das Problem, ob ein solches Amt vielleicht doch zur gottgewollten Struktur der Kirche gehört, noch nicht erledigt ist.

Karl Neumann SVD, München

«ORTSKIRCHEN» IN DER HEUTIGEN WELT?

Erste Runde der römischen Bischofssynode

Nicht erst die Eingrenzung und Einteilung des Themas «Evangelisation», schon die geographische, ideologische und «sozio-politische» Aufgliederung der «heutigen Welt» machte der römischen Bischofssynode bei ihrem Start Schwierigkeiten. Denn nach dem von Erzbischof *Lohrscneider* (Fortaleza/Brasilien) vorgelegten «Panorama-Bericht» über das kirchliche Leben seit der letzten Bischofssynode traten nacheinander fünf Berichterstatter über die Evangelisierung in den verschiedenen «Kontinenten» auf. Und schon gab es Pannen.

Wie heute die Welt einteilen?

Nicht genug, daß Erzbischof *Bernardin* von Cincinnati um Entschuldigung dafür bitten mußte, daß er so disparate Kulturräume wie USA und Papua umgreifen sollte – sein «Kontinent» hieß «Nordamerika-Australien-Ozeanien». Viel grotesker mutete an, daß im Bericht über «Asien» kein Wort über den «Nahen Osten» und über China fiel. Die erstgenannte Lücke, die die Ursprungsgebiete des Christentums und die «einstmals so vitalen orientalischen Kirchen», aktuell gesprochen die *arabische Welt* betraf, wurde notdürftig durch einen kurzfristig erstellten Sonderbericht des Maroniten *Doumth* «am Beispiel des Libanon» geschlossen. Die zweite, auf die der Berichterstatter Kardinal *Cordeiro* von Karachi/Pakistan bei einer Pressebegegnung aufmerksam gemacht wurde, begründete dieser mit der Bemerkung, daß die Kirche in China «keine Stimme» habe, sondern eine Kirche des Schweigens sei. Diese Auskunft des im übrigen erfreulich direkt auf die Fragen der Journalisten antwortenden Kardinals ließ allerdings nicht erkennen, wie weit das heutige China und die Faszination, die von ihm ausgeht, von der Kirche bereits als Herausforderung empfunden wird. Wer weiß, ob man nicht bald einmal den chinesischen Viertel der Menschheit als «Vierte Welt» bezeichnen wird!

Damit sind wir bei der anderen Einteilung, die zu Beginn der Synode Schwierigkeit machte. Kardinal *Wyszynski* beanspruchte analog zum genannten Orientalen, außerhalb der Reihe für die «Zweite Welt» des Ostblocks in Gegenüberstellung zur «Ersten» und zur «Dritten» zu sprechen. Die nötige Veranlassung dazu hatte ihm der Präsident des europäischen Bischofssymposiums, Erzbischof *Etchegaray* von Marseille, geboten. Dessen Bericht hatte mit einer Beschreibung des «Europäers», dieses «modernen Menschen, mit dem wir leben», begonnen:

- geprägt von der Säkularisierung
- betroffen von der Teilung in zwei Blöcke
- ergriffen von einer unerhörten Mobilität.

Zum zweiten dieser drei Kennzeichen hatte *Etchegaray* von «zwei Gesellschaftstypen» gesprochen, «der eine im Westen,

inspiriert von der liberalen Ideologie, der andere im Osten, inspiriert von der marxistischen Ideologie». *Wyszynski* nun scheint sich gegen solche Simplifizierungen gewandt zu haben: der Osten sei nicht marxistisch, denn die regierenden Kommunisten seien gar keine echten Marxisten, er sei auch nicht monolithisch usw. und schon gar nicht «atheistisch», denn mindestens in Polen seien immer noch 95 Prozent der Bevölkerung getauft (ein Prozentsatz, der bekanntlich von vielen westlichen Ländern – etwa von Holland, USA, Frankreich – schon längst nicht mehr erreicht wird!).

Wyszynski's Intervention machte in der italienischen Presse Schlagzeilen. Freilich nicht ob ihres Inhalts, sondern ob der Zensur, der dieser unterzogen wurde. Sei es, daß der polnische Kardinal selber es verlangte (mit der Begründung, er habe schlechte Erfahrungen mit der Presse gemacht, gegen die er ja auch schon 1971 zu Beginn der letzten Bischofssynode ausgiebig gewettert hat), sei es, daß die Auguren der «Ostpolitik» im Staatssekretariat Unheil witterten: die Presseberichterstatter und das sonst ausführliche offizielle Bulletin ließen über die zweifellos originelle und von der Synode stark beachtete, ja von einigen als «Bombe» bezeichnete Darstellung nichts verlauten.

Zu der über *Wyszynski*'s Rede verhängten Zensur trat aber noch manch andere, die sich die übrigen Vertreter von Ostblockstaaten schon selber in ihren Berichten auferlegten, als nach dem Nonstopflug über die «Kontinente» die Reihe an die einzelnen Bischofskonferenzen kam. Einzig der Vertreter der *jugoslawischen* Bischofskonferenz sprach deutlich von Behinderungen der Evangelisation in seinem Land, woher ja auch gerade in jener Woche Meldungen über Maßnahmen gegen katholische Zeitschriften eintrafen. Aber eben: solche Maßnahmen gibt es nicht nur im «Osten»: der mutige Bischof *Lamont* von Umtali berichtete von ähnlichen Einschränkungen in *Rhodesien*. Auch da geht es offensichtlich alles andere als «liberal» zu. Und am gleichen Tag, da man – erstmals seit zwanzig Jahren – einen Vertreter aus *Nordvietnam* in Rom über die dortige Kirche (eine Million Christen mit nur 300 Priestern) und über ihr eifriges religiöses Leben berichten hörte, mußten die Synode und die Öffentlichkeit mit Verblüffung vernehmen, daß die zwei gewählten Vertreter der Bischofskonferenz von *Chile* nicht nach Rom gekommen seien. Die beiden Bischöfe könnten sich «nicht so lange von ihren Diözesen entfernen», meldete der Vatikan, nachdem ein Stellvertreter der beiden gewählten Delegierten, Bischof *Valdes Subercaseaux*, im Plenum den Bericht über Chile verlesen hatte.

Die Beispiele zeigen zur Genüge, wie recht Kardinal *Wyszynski* hatte, wenn er sich gegen die Zweiteilung in eine «freie» und in eine «sozialistische» Welt wandte, die notabene die Berliner Ordinarienkonferenz als Raster für die ganze Synodenarbeit vorgeschlagen haben soll.

Wo sind die christlichen, wo die «Missionsländer»?

Aber noch eine andere, direkter auf das Thema der Evangelisierung bezogene Einteilung erwies sich als problematisch. Etchegaray signalisierte dies bereits, insofern er Europa als 'christlich' oder 'nachchristlich' bezeichnete. Bischof Pironio, Präsident des CELAM (Lateinamerikanischer Bischofsrat), nannte seinen Kontinent «im Fundament christlich», während der Bericht von Bischof Sangu (Mbeya/Tanzania) über Afrika mit Zahlen aufwartete, die den Gedanken wecken konnten, hier den *künftigen* «christlichen Kontinent» zu erwarten. Das Christentum, das bereits 40 Prozent der Afrikaner (neben 41 Prozent Muslimen und 17 Prozent Animisten der Stammesreligionen) umfasse, wachse nämlich – so verschieden dies auch von Land zu Land sei – im Durchschnitt schneller als die Bevölkerung Afrikas. Daß freilich auch gerade aus Afrika die Frage besonders dringlich laut wurde, was nun eigentlich das «spezifisch Christliche» sei, wird die Synode wohl später noch beschäftigen. Hier geht es uns immer noch um die «Einteilung der Welt», und zwar jetzt im Hinblick auf die konkrete Organisation der katholischen Kirche.

Diese ist nämlich immer noch von einer Zwei- oder Dreiteilung der Welt eigener Art gekennzeichnet. Wir meinen die Aufteilung in «alte» und «junge», «Heimat»- und «Missionskirchen», bzw. in christliche und nichtchristliche Länder, wozu dann noch die Unterscheidung der «lateinischen» von den «orientalischen» Kirchen kommt. Von der zentralen Leitung der Kirche in Rom aus gesehen sind deshalb – abgesehen von den der Kongregation für die orientalischen Kirchen unterstellten Patriarchaten und Bistümern (im «Anuario Pontificio mit einem Stern [*] bezeichnet) – alle übrigen Kirchen *territorial* unterschieden, je nachdem sie der *Missionszentrale* (zwei Sterne **) unterstellt sind oder nicht. Die Missionszentrale heißt seit 1967: «Kongregation für die Evangelisation der Völker oder (De Propaganda Fide)». Nach dem Anuario Pontificio erstreckt sich ihr Bereich über «fast ganz Afrika», den Fernen Osten, Australien, Neuseeland und Ozeanien (mit Ausnahme der meisten Inseln der Philippinen) sowie auf einige Gegenden in den beiden Amerika und in Europa (z. B. Skandinavien): bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts galten auch Holland und England noch als «Missionsgebiete».

Diese strukturelle, jurisdiktionelle und durch finanzielle Abhängigkeit gekennzeichnete territoriale Einteilung ist durch alles, was bereits aus den Panoramaberichten angedeutet wurde und erst recht durch die Forderungen, von denen wir noch zu berichten haben, grundsätzlich und der Sache nach heute kontestiert und überholt: im Plenum aber, dies sei gleich dazu gesagt, ist diese Situation als solche, soweit vernehmlich, bis jetzt noch nicht mit Namen genannt worden, das heißt der Name der Missionszentrale fiel nicht, und zwar, wie ein Kommentator schrieb: weil man «weder der Lobhudelei verfallen noch sich den Zorn dieser Behörde zuziehen» wollte. Umgekehrt enthielt sich auch der in der Synode anwesende Chef der genannten Kongregation «De Propaganda Fide» jeglicher Äußerung und Stellungnahme, so sehr er von der Sache her durch viele Interventionen dazu aufgerufen schien. Der ob seines großen Vollmachtenbereichs früher oft der «rote Papst» genannte Kardinalpräfekt ist derzeit Kardinal Rossi, den Paul VI. aus Sao Paulo als Nachfolger von Kardinal Agagianian auf diesen Posten berufen hat. Ob der Mann, dessen Behörde das Wort «Evangelisation» im Namen führt, auf den von der Synode angestrebten «Dialog» noch eingehen wird, sehen eingefuchste «Vaticanisti» (Vatikan-Berichterstatter) als einen Test dafür an, ob von dieser Versammlung etwas Konkretes zu erwarten ist. Ähnliches wäre gewiß noch von anderen maßgebenden Kurienbeamten zu sagen, soweit sie von der Sache, bzw. von den Interventionen her, anvisiert sind. Und damit wären wir bei einer der Hauptforderungen, die im Verlauf der über achtzig mündlichen und weiteren schriftlichen Interventionen der ersten (dem «Erfahrungsaustausch» dienenden) Runde immer wiederkehrte: sie zielte auf die selbständige Entfaltung und Kreativität der sogenannten «Ortskirchen», auf deren «Einheimischwerden» und Befreiung, sei es von «kolonialer» Bevormundung, sei es von einer auf Uniformität tendierenden zentralen Leitung.

Einheimische «Ortskirchen»

Den ersten Akzent in dieser Richtung setzte der Metropolit der Malabarchristen in Ernakulam, Kardinal Parecattil, den später sein Kollege von Kalkutta, Erzbischof Picachy SJ, unterstützte. Realistisch bemerkte er, daß der übergroße Teil der Bevölkerung *Indiens* den Einfluß des Evangeliums noch nicht erfahren habe, obwohl dieser «auf dem Gebiet der Ideen», vor allem durch die «Verteidigung der Grundwerte der menschlichen Existenz», bedeutend größer sei, als der minimale Anteil der Christen an der gesamtindischen Bevölkerung erwarten ließe. Dieser macht – nach Jahrhunderten der Evangelisierung! – kaum 2,5 Prozent aus, und nach dem Kardinal läßt es sich «nicht wegdeuten», daß die Erfolge der Kirche «sowohl quantitativ wie qualitativ sehr begrenzt» sind. Nur in geringem Umfang hätte das Christentum die gebildeten Klassen erreicht, und weithin gelte es noch als vom Kolonialismus importierte Religion. Umso dringlicher sei es, die «Ortskirche» in den echten Werten des Landes und in der «Seele Indiens» zu verankern, statt den Zutritt zum Christentum von einem Bruch mit der Kultur und den «gesunden religiösen Gewohnheiten der Heimat» abhängig zu machen. Was wir im Alten Testament die «messianische Erwartung» nennen, gebe es auch in der indischen Seele und Literatur, und angesichts der heutigen Tendenz zum Nationalismus dränge es sich auf, schöpferische Formen des «Zusammenklangs» des Christentums mit den einheimischen Kulturen und Religionen zu entdecken. So müßte es möglich sein, im Wortgottesdienst auch Texte aus den heiligen Büchern der nichtchristlichen Religionen einzufügen. Das setze allerdings eine entsprechende Schulung der Christen voraus, die bisher gewohnt waren, die ändern Religionen als Aberglauben und Götzendienst zu betrachten.

Noch ausdrücklicher befaßte sich namens der Bischofskonferenz von *Indonesien* der Erzbischof von Semarang, Kardinal Darmojuwono, mit dem, was er die «Identität der Teilkirche»¹ nannte.

Eine «Reflexion» darüber dränge sich auf, da die Erfahrung zeige, daß sowohl die Vorstellung von der Universalkirche wie das «Image» der Lokalkirche das Gesicht des «Okzidents» tragen. Dem Kardinal, der sich auf die Ekklesiologie des Konzils (Lumen Gentium 23, 26, 12 und 17) und den Geist der Pastoralkonstitution «Gaudium et Spes» berief, ging es darum, das Glaubenszeugnis sowohl aus seiner «Anonymität» wie aus der «splendid isolation» einer falsch verstandenen «Katholizität» zu befreien. Er wiche aber auch nicht vor Hinweisen auf die «römische Zentrale» aus, die sogar ins offizielle Pressebulletin gerieten. Nach Darmojuwono führt nämlich «die Erfahrung der Evangelisation zu der recht drängenden Frage – um nicht zu sagen: manchmal gar zum ernststen Zweifel –, ob und wie weit das «römische» Zentrum überhaupt fähig ist, die konkreten Probleme der in einem anderen kulturellen Kontext lebenden Kirchen richtig einzuschätzen und dann gar die richtige Entscheidung zu fällen». Der Kardinal nannte in erster Linie die «pastorale Praxis» und die Liturgie (Übersetzungen, neue Texte, neue Gebete und Zeremonien), wobei er betonte, die Zeit der Experimente könne noch längst nicht zu Ende sein. Nicht zuletzt müßten für die Ausbildung der Amtsträger die «Normen des Okzidents» in Frage gestellt werden.

¹ Die Bezeichnungen «Teilkirche» und «Ortskirche» werden bisher auf der Bischofssynode durcheinander und weitgehend synonym gebraucht. So auch auf der 6. internationalen Synodentagung in Luzern (Vortrag von Prof. K. Lehmann, der zudem synonym von «Einzelkirchen» spricht). Auf Anfrage von Kardinal König als amtierendem Synodenpräsidenten erklärte jetzt der Koordinator der Berichte für das Programm der Zirkelarbeit, Kardinal Cordeiro, mit «Ortskirche» könne das «Bistum» oder auch «mehr» verstanden werden. Die Option Henri de Lubacs in seiner differenzierten Studie über «*Les Eglises particulières dans l'Eglise universelle*» (Aubier/Paris 1971) hat sich also nicht durchgesetzt. De Lubac entschied sich für das Bistum als «Teilkirche» und für größere «Gruppierungen» als «Ortskirche», wobei er dem Bistum «zentripetale» Eigenschaften, den Gruppierungen (Bischofskonferenzen) «zentrifugale» Tendenzen zuschrieb. Auf der Synode wird jedenfalls deutlich, daß man bei «ecclesia localis» nicht an einen territorialen, sondern an einen kulturellen «Raum» zu denken hat.

Daß das «Einheimischwerden» der Kirche eine weitgehende *Dezentralisierung des Kirchenrechts* nötig mache, vertrat Erzbischof *Samuel Carter SJ* von Kingston in Jamaica namens der Bischofskonferenz der Antillen.

Er führte Beispiele an (Eheprozesse, Beibehaltung von Verurteilungen «*latae sententiae*»), die sowohl dem «modernen» wie dem «afrikanischen» und «asiatischen» Empfinden fremd seien, und stellte die ganze Idee einer statischen Kodifizierung des Kirchenrechts in Frage, insofern die kirchliche Disziplin ja nur ein *Mittel* für die Evangelisierung sein dürfte. Ihre mangelnde Anpassungsfähigkeit an die sich wandelnden Bedingungen machten sie aber zum «Hindernis» für die Verkündigung Christi. Carter rief das ungenügend verwirklichte Prinzip der Subsidiarität an, ging aber vor allem von der Erfahrung *ökumenischer Zusammenarbeit* im karibischen Raum aus. Die dortige Konferenz der christlichen Kirchen, in der die Katholiken von Anfang an als Mitbegründer dabei waren, lehrt, daß sich *dezentralisierte Zusammenschlüsse* bis hin zur sakramentalen Gemeinschaft und Interkommunion aufdrängen, weil die Glaubensüberzeugungen in einer Ecke der Welt sich schneller einander annähern können, als in einer andern.

Carter, in dessen Erzbistum bereits der Bau paritätischer Kirchen und gemeinsam benützter Gottesdiensträume (zunächst für Anglikaner und Katholiken, später, so hofft er, auch für andere christliche Gemeinschaften) in einem neuen Siedlungsgebiet vertraglich festgelegt ist, fordert aus der gleichen ökumenischen Sicht die Schaffung *neuer Riten*, die sich in der *Disziplin* ähnlich wie die orientalischen vom lateinischen Ritus unterscheiden: «Wenn wir die Zeichen der Zeit recht lesen, würde dies einen *verheirateten Klerus* in neuen westlichen Riten verlangen, der in der gleichen Gegend neben dem lateinischen Klerus leben sollte. Die Frage von verheirateten Priestern müßte von da aus erneut offen gestellt werden.»

Afrikanisierung = Zairisierung?

In dieselbe Kerbe, zum Teil auch unter Hinweis auf die Orientalen (was an die «besten Zeiten» des Konzils erinnerte), schlugen schließlich eine ganze Reihe von afrikanischen Bischöfen. Den Anfang machte ein Bischof von Madagaskar, dessen Namen *Rabotondravahatra* niemand auszusprechen vermag, und der sich deshalb von seinen Mitsynodalen kurz *Jean Guy* nennen läßt, was nun freilich weder afrikanisch noch «malgaschisch» klingt. Jean Guy schrieb es gerade dem «römischen Zentralismus» zu, daß sich heute *zentrifugale Kräfte* regen. Was man vom Zentrum erwartet, so sagte er, ist eine echte Belebung, die einen gesunden Pluralismus im Dienste des Evangeliums fördert. Jean Guy hat zum Thema Ortskirche eine eigene Studie erarbeitet, die nun in einer der frankophonen Arbeitsgruppen zur Diskussionsgrundlage genommen wurde. In der gleichen Gruppe befindet sich auch Kardinal Malula, der im Plenum wohl die eindringlichste Rhetorik für das Anliegen der «Afrikanisierung» entfaltet hat. Der durch seinen früheren Streit mit Mobutu bekannte Erzbischof von Kinshasa ging dabei allerdings so weit, daß man sich fragen mochte, ob er nicht längst wieder mit Mobutu «eines Herzens» sei oder ob er ihn in der «Zairisierung» überholen und übertrumpfen wolle:

Malula sprach dabei ausdrücklich im Namen der 52 Bischöfe von Zaire, obwohl er gar nicht deren gewählter Delegierter, sondern einer der 15 vom Papst zubenannten Synodalen ist.² Die «Arbeitsteilung» erwies sich aber als perfekt: Malula kam mündlich zum Zug, während sein Weihbischof *Tshibangu*, zugleich Rektor der Nationalen Universität von Zaire, eine zusätzliche theologische Begründung schriftlich einreichen konnte. Deren «cartesische Klarheit» verrät allerdings seine Ausbildung als Doktor der Theologie an der Universität Löwen, und diese «Qualität» lassen auch andere Verteidiger der «négritude» erkennen, in deren Geist Tshibangu eine «rigoros afrikanische Theologie» und theologische Forschung (samt der erforderlichen Mittel!) statt bloßer «folkloristischer Anpassungen» verlangte.

² Auch von drei weiteren afrikanischen Bischofskonferenzen wurde nicht der «Kardinal» gewählt. Der Papst ernannte aus Afrika noch die Kardinäle Zoungana und Otunga, während Kardinal Rugambwa weder gewählt noch ernannt wurde. Offenbar wollten die Afrikaner eine neue, jüngere «Garnitur» nach Rom entsenden.

Der Hinweis auf die «cartesianischen» Fähigkeiten betrifft natürlich die *frankophonen* Afrikaner. Wir erhielten ihn, wie könnte es anders sein, von einem, der sich humorvoll zu den «saxophonen» zählt. Es ist dies der in Kapstadt geborene Südafrikaner *Denis E. Hurley O.M.I.*, der als Erzbischof von Durban weniger Sorgen mit der Kirche als mit der südafrikanischen Regierung Forster und mit den für die nächsten Jahre zu befürchtenden funesten Folgen der Apartheidpolitik hat. Seiner Ansicht nach sind die Bischöfe der früher *angelsächsisch* verwalteten Gebiete viel «afrikanischer» geblieben. Jedenfalls drücken sie sich immer noch eher mit der Erzählung von Geschichten als mit der Darlegung von Gedankengängen aus, was dann freilich die entsprechende gegenseitige Geduld und Toleranz, das Zeithaben zum Zuhören voraussetzt, ohne das es aber ohnehin keinen «kulturellen Austausch» gibt.

Diese Bemerkungen ändern freilich nichts an der Feststellung, daß kaum eine afrikanische Intervention soviel Beachtung fand, wie diejenige Malulas. Sein eingängigster Satz lautete: «Gestern haben die ausländischen Missionare Afrika christianisiert, heute sind die Christen Afrika eingeladen, das Christentum zu afrikanisieren.»

Malula konnte sich dabei auf Papst Paul VI. berufen, der 1969 in Kampala rief: «Afrikaner, ihr könnt, ihr müßt ein afrikanisches Christentum haben.» Malula nennt dies die «Authentizität» der Ortskirchen in Afrika und braucht damit dasselbe Vokabular, wie wenn er vom «geschichtlichen Sinn der zairischen Bewegung» spricht. Diese gebe die «totale Priorität» der kulturellen Revolution, die darauf abziele, «der gesamten Bevölkerung eine zairische Seele» zu geben. Deshalb sei eine «totale, selbst religiöse Dekolonialisierung» verlangt. «Ja – warum es nicht aussprechen? → fuhr Malula fort: «Unsere Kontestation des christlichen Abendlandes geht so weit und so tief, daß sie als die erste dialektische Etappe erscheint im Prozeß, der den Christen Afrikas ihre Autonomie bewußt macht, ja sogar als eine Stufe auf ihrem Zugang zum Glauben. Denn Freiheit in der politischen Gemeinschaft und Freiheit in der Kirche ist für die Afrikaner ein und dieselbe Sache und ein und dasselbe fundamentale Problem.»

Weiter kann man in der Identifizierung von «Christentum» und «Afrika» gewiß nicht gehen, und während man die von anderswoher geborgte Gleichung von Religion und Politik unter dem Stichwort «Befreiung» mithört, fragt man sich, ob hier das Christentum nicht auf «Afrika» *reduziert* und derselbe Fehler begangen wird, den man dem Okzident vorwirft. Dabei darf man froh sein, daß Malula immerhin noch von «Problem» spricht: er hat auch bereits theologische Fragen zum zweiten Teil des Synodenprogramms formuliert. Wie problematisch aber unter Umständen die «Autonomie» einer Ortskirche werden kann, mußten sich deren Propagatoren in einem der frankophonen Arbeitszirkel sagen lassen. Dort sitzt Malula mit dem Krakauer Erzbischof Kardinal *Woytila* zusammen, der offenherzig darauf aufmerksam machte, wie lieb einem *kommunistischen* Regime lauter bloße Ortskirchen wären und wie dankbar man als Christ unter solcher Herrschaft für eine Rückendeckung in realen Verbindungen zur universalen Kirche ist. Eine entsprechende Lehre muß gewiß auch für das Leben unter einem nationalistischen Regime gezogen werden. Deswegen werden aber die verschiedenen Forderungen für eine Dezentralisierung der Kirchenleitung und für die Erarbeitung einer je eigenen Kirchendisziplin, etwa zur Berücksichtigung afrikanischer Auffassungen und Bräuche zum Eheabschluß, keineswegs hinfällig. Vielmehr geht es darum, den je verschiedenen Umständen optimal Rechnung zu tragen, wobei die Hauptschwierigkeit für das heute postulierte «Einheimischwerden» die den traditionellen Werten, Auffassungen und Bräuchen ganz und gar nicht holde Entwicklung zur Verstärkung ist.

Das Thema hat sich durchgesetzt

Wenn nun soeben bereits von einer ersten Aussprache in einem der nach Sprachen aufgeteilten *circuli minores* die Rede war, so muß nun noch kurz gewürdigt werden, daß und wie das Thema «Ortskirche» überhaupt in das *Programm* für diese Zirkelarbeit gelangte.

Vergleicht man nämlich dieses Programm mit der Themenliste in dem den Synodalen zum voraus zugesandten «Arbeitsinstrument» (vgl. Orientierung 18, Seite 195, erste Spalte im Kleindruck), so steht zwar weiterhin das «innere Leben» (angereichert um das der inneren «Bekehrung») an erster Stelle und wurde denn auch von mehreren Zirkeln zu einem seiner drei oder vier Diskussionsthemen ausgewählt: aber bereits bei Nr. 2 kommt die Veränderung. Denn hier tritt nunmehr die «Ortskirche» noch vor den «Basisgemeinschaften» auf. Dies ist eindeutig eine Frucht der Interventionen im Plenum, aus denen sich dieses Thema erst herauskristallisiert und dank derer es sich durchgesetzt hat.

Dabei ist besonders zu beachten, wie das Thema jetzt gestellt wird. Im «Arbeitsinstrument» war nämlich immerhin auch schon (an neuer Stelle) von den «Teilkirchen» in den Missionen, als «jungen Kirchen» in ihrem Verhältnis zu den «Kirchen der alten Christenheit» die Rede. Jetzt aber hat sich die Optik erweitert. Es wird nicht nur nach dem «Einheimischwerden» in den verschiedenen Bereichen wie Liturgie, Theologie, Katechese, Erziehung und Evangelisationsmethoden sowie in «Strukturen, Institutionen und Ämtern», sondern zuvor allgemein nach der Existenz von Partikularkirchen in den «verschiedenen Nationen» gefragt. Beachtlich ist vor allem, daß um «konkrete und praktische Anregungen» gebeten wird, damit man «stufenweise vom Stand der Uniformität zur Pluriformität der Kirchen gelange». Schließlich sollen die Hindernisse aufgezählt werden, die dem «wirklichen Einheimischwerden» der Ortskirchen entgegenstehen und zwar a) in diesen selbst, b) von seiten des Staates bzw. der Gesellschaft, c) von seiten des Vatikans (S. Sedes) und der «Schwesterkirchen».

Demnach ist die Kritik im Plenum am gegenwärtigen Stand der Uniformität in der Kirche nicht ins Leere gegangen. Vielmehr legt das Thema «Ortskirche», das wir aus dem großen Meer von angeklungenen Fragen herausgefischt haben, beispielhaft dar, daß an dieser Synode wieder am Konzil angeknüpft wird, und zwar in Aspekten und Forderungen, die seither oft wie verdrängt zu sein schienen und mit einem Freimut, der immer seltener geworden war.

³ Der Kardinal und das Menschenrecht, Tages-Anzeiger-Magazin, Zürich, Nr. 34 vom 24. August 1974, Seite 29.

Die Idee vom «Zentrum» schadet

In einem mir gewährten Interview sagte kürzlich Kardinal Alfrink:

«So schön die Kollegialität und Mitverantwortung auf dem Konzil war: nachher ist nicht das herausgekommen, was herauskommen sollte. Und damit hängt noch allerhand zusammen. So ist tatsächlich aus der Dezentralisation nichts geworden. Vielmehr möchte man fast meinen, die Zentralisierung werde von Tag zu Tag stärker.» Dabei fand der Kardinal, diese Tendenz äußere sich «nicht nur in dieser oder jener Maßnahme, sondern vor allem in einer Mentalität oder Gesinnung, die zur Uniformität drängt».³

Dieses letzte Stichwort ist nun also von den Synodeninstanzen als «Zustand», von dem wir loskommen sollen, gekennzeichnet worden, und zwar ohne Zutun eines Suenens oder Alfrink! Letzterer hat übrigens dafür gesorgt, daß nicht nur der römischen Zentrale am Zeug geflickt wird, sondern daß die Bischöfe auch über ihre eigene Autoritätsausübung eine Gewissenserforschung anstellen, worin er von Kardinal Döpfners schriftlicher Eingabe unterstützt würde und was auch ein Anliegen des Churer Bischofs Vonderach war, der auf ein wirkliches Zuhören Priestern und Laien gegenüber drängte. Diese zu echter Mitverantwortung gelangen und sie am Prozeß der «Entscheidungsfindung» teilnehmen zu lassen, forderte der große Appell, in den der offizielle Panorambericht über die jüngsten Entwicklungen in der Kirche mündete: «weil uns sonst die besten Leute, die uns jetzt noch nahe stehen, davonlaufen». Bischof Lohrscheider schloß diesen Appell mit einem Satz, der im römischen Kontext fürwahr als denkwürdig betrachtet werden darf und der sogar im «Osservatore Romano» abgedruckt wurde:

«Die Idee der Hierarchischen Kirche als Zentrum aller Rechte und Vollmachten hat geschadet und schadet bei den Versuchen, das Reich Gottes auszubreiten.»

Ludwig Kaufmann, z. Z. Rom

Die Kirchen Europas suchen ihren ökumenischen Weg

Kein Kontinent tut sich mit der Bewältigung seiner Vergangenheit schwerer als das alte und traditionsreiche Europa. Das gilt für den politischen und erst recht für den kirchlichen Bereich. Den Kirchen Europas fällt es äußerst schwer, die festen Fronten und Trennungen der Vergangenheit abzubauen und eine überzeugende ökumenische Dynamik auf die christliche Einheit hin zu entwickeln. Diese Feststellung ist um so schmerzlicher, als gerade Europa unter allen Regionen der Erde die größte Verantwortung für die Verständigung der Christen trägt. Es hat die unselige abendländische Kirchenspaltung bis in die entferntesten Winkel der Erde getragen. Ihm obliegt daher auch eine besondere Pflicht der «Wiedergutmachung», sei es durch den Dienst des theologischen Wortes, sei es durch das lebendige Zeugnis der Tat. Im gegenwärtigen Augenblick jedoch möchte es scheinen, daß die jungen Missions- oder Tochterkirchen in Asien und Afrika leichter sich zu einem gemeinsamen Weg zusammenfinden als die bejahrten «Mutterkirchen» in Europa.

Die Konferenz Europäischer Kirchen

Gegenüber der «Christlichen Konferenz Asiens» und der «Gesamtafrikanischen Kirchenkonferenz» befindet sich die «Konferenz Europäischer Kirchen» (KEK) noch «im Stadium der Unterentwicklung», wie jüngstens Prof. G. Gassmann vom ökumenischen Institut in Straßburg in einem Aufsatz über die «Regionalisierung der ökumenischen Bewegung» festgestellt hat. Die VII. Vollversammlung der KEK in Engelberg vom 16. bis 23. September 1974 hat dies – trotz

der überaus herzlichen Atmosphäre unter den Teilnehmern – nur bestätigt. Dennoch dürfte mit Engelberg ein neuer Abschnitt der Konferenz europäischer Kirchen und vielleicht sogar europäischer Kirchengeschichte beginnen. Das kommt äußerlich darin zum Ausdruck, daß die verdienstvollen Männer der ersten Stunde die Führung in jüngere Hände legen. Zum Präsidenten des Präsidiums wurde der 52jährige Franzose André Appel, bis vor kurzem Generalsekretär des lutherischen Weltbundes, gewählt. Erstmals wurde neben dem Generalsekretär noch ein hauptamtlicher Studienleiter (in der Person von Prof. Gyula Nagy) bestellt.

Die «Konferenz Europäischer Kirchen», die während des Kalten Krieges aus dem Brückenschlag zwischen Ost und West entstanden ist und heute rund 100 Kirchen, zum Teil Minderheitskirchen, die aus einer großen Isolierung und Einsamkeit kommen, zu Mitgliedern zählt, ist heute noch das verbindende Band der europäischen Kirchen über all die politischen Gegensätze von Ost und West hinweg. Seit der Entspannungspolitik in Europa beginnt sich jedoch die erste Zielsetzung der KEK zu verlagern. Neben dem bleibenden Anliegen des Friedens, der sozialen Gerechtigkeit und der Rechte des Menschen tritt der religiös-theologische Aspekt der Ökumene, die Einheit in Christus und damit auch die Einheit der Kirchen und der Christen, stärker in den Blickpunkt. Hierin haben die Kirchen Europas auch ihre vordringliche Aufgabe, ist ihre Existenz doch wesentlich geprägt durch ehemalige Auseinandersetzungen im Glauben und durch die Verschiedenheit kirchlicher Strukturen.

Das Hauptthema der Engelberger Konferenz «Seid Täter des Worts» (Jak 1, 22), das in den zwei Unterthemen «Einheit in Christus» und «Friede in der Welt» entfaltet wurde, war weit gespannt, zu weit, um in einem wesentlichen Punkt einen richtigen Schritt weiter zu kommen. Das ist das Übel fast aller großen Konferenzen: Man will zuviel und erreicht darum nur wenig. Nicht zu Unrecht haben die jungen Stewards in ihrer Manöverkritik der Engelberger Tagung den Delegierten vorgeschlagen, «in größerem Maße Expertentagungen ... anzusetzen, die konkrete Lösungen als Antwort auf abgegrenzte Fragestellungen erarbeiten und so der Vollversammlung bedeutende Arbeit abnehmen, die diese wohl gar nicht zu leisten vermag». Der eigentliche Dienst von Großversammlungen liegt denn auch mehr im persönlichen Sichkennenlernen der Kirchenvertreter, im Kontaktnehmen der Kirchen untereinander, im Herausfinden der wirklichen Reibungspunkte und dementsprechend in der Weichenstellung für kommende Beratungen, die dann durch gute Fachgremien vorbereitet werden müssen. Oft kommt es von selbst zu irgendeiner Überraschung, die von niemandem vorgesehen ist. Auf einmal wird irgendwo ein Nerv getroffen oder fällt ein Stichwort, das die Gemüter in Bewegung bringt.

Man wußte, daß in Engelberg das akute Problem der Abendmahlsgemeinschaft theoretisch ausgeklammert und auch praktisch umgangen war, indem zur Eröffnung und zum Abschluß der Tagung nur zu einem Wortgottesdienst ohne Eucharistiefeier in der Klosterkirche eingeladen wurde. Als ein Delegierter mitten in den Diskussionen so nebenbei die Bemerkung machte, ob denn in unseren ökumenischen Konferenzen das Zeichen der Christusgemeinschaft, das Abendmahl, an den Rand gerückt werde, da hatte er offenbar einen Hauptnerv getroffen. Schon im Hauptreferat von Kirchenpräsident *Helmut Hild*, BRD, hatte eine fast nebensächliche Frage die Hauptaufmerksamkeit im ganzen Vortrag geweckt, nämlich

die Frage: «Ob die Kirchen unterschiedlichen Verständnisses nicht – anstatt eine Lehrbasis zu suchen, die ihnen Abendmahlsgemeinschaft ermöglicht – das Mahl miteinander halten sollen, um dann davon Wirkungen auch für eine gemeinsame Lehre zu erwarten?» «Denn in der Begegnung mit Christus», stellt Hild fest, «wird Tradition nicht nur bestätigt, sondern auch ein neues Verständnis der einen Überlieferung abgeschlossen. Eine verstärkte theologische Würdigung dieser Erfahrung könnte helfen, Steine auf dem Weg zur Manifestation der Einheit in Christus durch volle Kirchengemeinschaft aus dem Weg zu räumen.»

Diese eine Frage fand ein bewegtes Nachspiel in der Entgegennahme des Berichts der Sektion I, der aus den Gruppendiskussionen die Meinung festhielt: Das tiefe Verlangen nach gemeinsamer Feier der Eucharistie «ruft in uns die Frage wach, ob die Kirchen nicht trotz ihrer abweichenden Auffassungen das Abendmahl miteinander feiern und darauf hoffen können, auf diese Weise in Wahrheit und Liebe ihre Standpunkte einander anzunähern. Das Sakrament ist Christi Gabe; wenn wir Ihm begegnen, dann stehen wir mitten im Leben und in der Tradition der Kirche. Könnte es nicht geschehen, daß sich uns im Abendmahl ein neues Verständnis der Tradition auftut?» Die Orthodoxen widersprachen vehement. Dieser Text sei «nicht akzeptabel». Nachdem aber klargestellt wurde, die Versammlung habe diesen Text nur als Meinungsäußerung der Sektion I entgegenzunehmen und könne deshalb daran auch nichts ändern, erklärte sich die Vollversammlung jedoch mit dem Zusatz einverstanden, daß «die Orthodoxen auf der Tatsache bestehen, daß die Einheit im Glauben der Eucharistiegemeinschaft vorangehen sollte».

Hier traten grundlegende, gegensätzliche Standpunkte über das Verhältnis von Einheit in Christus und Kirchengemeinschaft, von Lehre und Leben, von Theorie und Praxis in Erscheinung. Der heutige Trend geht dahin, daß man zunehmend spürt und es auch ausspricht, daß die «Lehre» die christliche Wirklichkeit nie voll einfängt. Unser Erkennen bleibt «Stückwerk». Die Christuswahrheit ist größer und tiefer als all die Theologien. Einheit in der Lehre ist nur ein Teil der Einheit der Kirche. Eine Dimension des Christlichen kommt in der Ökumene neu zum Zug, die man mit dem Wort «Spiritualität» bezeichnet. In Abgrenzung zur theologischen Lehre, die oft schrecklich intellektuell und kalt ist, versteht man unter Spiritualität das konkrete geistliche Leben, die religiöse Erfahrung, den konkreten Glaubensweg des Christen oder christlicher Gemeinschaften in der Nachfolge Jesu. Die verwirklichte Einheit im geistlichen Leben der Christen kann die Lehreinheit der Kirchen weit überholen. Diese neue Perspektive, die in Engelberg in den wertvollen Bibelmeditationen eines Orthodoxen aufleuchtete, vermag das reiche christliche Erbe, das in den verschiedenen geschichtlichen Kirchen in eigener Prägung verborgen ist, erkennen und austauschen zur Erbauung des ganzen «Leibes Christi».

Im Erzbistum Paderborn

suchen wir für den Seelsorgebezirk (Region) Sauerland-Nord, und zwar im Raum Meschede (Hochsauerlandkreis)

eine(n) Bezirksreferenten(in)

mit dem Aufgabenbereich:

Modelle zeitgemäßer Pastoral zu entwickeln, deren Durchführung beratend zu begleiten und bei der kritischen Auswertung mitzuwirken;

die Zusammenarbeit in den Gemeinden, vor allem der haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter, zu fördern;

die Pfarrgemeinderäte bei ihrer Aufgabensuche und Festlegung von Schwerpunkten für ihre Arbeit zu beraten.

Wir erwarten: Bewerber mit abgeschlossenem (möglichst theologischem, sozialwissenschaftlichem, sozialpädagogischem oder -andragogischem) Hochschulstudium und/oder entsprechender Erfahrung in der Gemeindearbeit.

Für Berufsanfänger ist eine einjährige Einarbeitungszeit in einer Gemeinde der Erzdiözese vorgesehen.

Wir bieten: Vergütung nach BAT II (VKA) einschl. der üblichen Sozialleistungen. Um ein gutes Arbeitsklima werden wir uns bemühen.

Die Stellen sind umgehend zu besetzen.

Richten Sie Ihre Bewerbungen mit den üblichen Unterlagen an:

Seelsorgebezirk Sauerland-Nord, 5778 Meschede, Emhildisplatz 2

KEK und katholische Kirche

Das kirchliche Europa ist nur dann wirklich das ganze Europa, wenn auch die römisch-katholische Kirche einbezogen ist. Hier aber gibt es auf der konfessionellen Europakarte noch große weiße Flecken. Die katholische Kirche ist noch nicht Mitglied der KEK. Offenbar fühlte sich das offizielle Rom – für das die europäischen Diözesen nur «Hinterland» sind – als Zentrum einer Weltkirche nicht besonders veranlaßt, einen eigenen europäischen Weg zu beschreiten, wiewohl Europa sicherlich ein in Kultur und Religion eigenes Gesicht trägt, vor typisch europäischen Problemen steht und die für diesen Kontinent passenden Lösungen zu suchen hat. Die Betonung der kulturell-religiösen Eigenständigkeit der Lokalkirchen durch das II. Vatikanische Konzil und die Bildung nationaler und regionaler Bischofskonferenzen haben jedoch den Weg für eine

eigenständige ökumenische Zusammenarbeit auf nationaler und regionaler Ebene geöffnet. Bereits an der VI. Vollversammlung der KEK in Nyborg (Dänemark) im Mai 1971 waren fünf Vertreter der katholischen Kirche als «befreundete Delegierte» anwesend. In einer Resolution wurde dem Präsidium der KEK der Auftrag erteilt, mit dem kurz zuvor ins Leben gerufenen «Rat der Europäischen Bischofskonferenzen» (CCEE = Consilium Conferentiarum Episcopaliū Europae) unverzüglich Kontakt aufzunehmen, um mit ihm zusammen Möglichkeiten gemeinsamen Handelns und Zeugnisses zu prüfen. Die Vollversammlung des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen – selber noch ein zartes und schwaches Pflänzchen im großen Schatten des Vatikans – hatte im Oktober 1971 diese Resolution begrüßt und eine offizielle Delegation für die Kontakte mit der KEK bestimmt. Es kam inzwischen zu drei offiziellen Begegnungen der Kontaktkommission, in denen Informationen ausgetauscht, die ökumenische Zusammenarbeit auf regionaler Ebene diskutiert und die Möglichkeiten der gegenseitigen Beziehungen erörtert wurden. Als Nahziel wurde der Plan eines gemeinsamen Treffens des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen und des Präsidiums und Beratenden Ausschusses der KEK (die ungefähr gleichviel Personen umfassen würden) ins Auge gefaßt; Fernziel aber bleibt eine Gesamtorganisation Europäischer Kirchen. Die Vollversammlung der KEK in Engelberg, an der die CCEE

und das römische Einheitssekretariat mit je drei «brüderlichen Delegierten» vertreten waren, begrüßte und billigte die Arbeit und Fortschritte der Kontaktkommission, «insbesondere die Studie über den Plan einer gesamteuropäischen Organisation». Der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen dürfte wohl schon auf seiner nächsten Tagung über die Verwirklichung des Nahzieles, das gemeinsame Treffen der beiden höchsten Gremien, sich entscheiden müssen.

Auf katholischer wie nichtkatholischer Seite wartet man mit Spannung auf die Entscheidung. Ein Ja wäre ein erster wichtiger Schritt zu einer Ökumene unseres Kontinents mit eigenem Gesicht. Nachdem verschiedene Bischofskonferenzen auf Landesebene (wie z.B. Holland, Deutschland, Schweiz usw.) sich mit andern Kirchen zu Arbeitsgemeinschaften oder einem Rat der Kirchen zusammengefunden haben, wird man für eine organische Zusammenarbeit auf europäischer Ebene optimistisch sein dürfen. Oder sollte ernster Widerstand etwa von der Zentrale in Rom kommen, die die europäischen Kirchenfragen bis anhin gern als Domäne des Vatikans und seines durch die Länder eilenden Diplomaten *Casaroli* betrachtet hat? Einmal mehr wird sich entscheiden, wie weit mit der Verantwortung und Mitentscheidung der Ortskirchen, die das II. Vatikanische Konzil verkündet hat, ernst gemacht wird.

Albert Ebmeyer

Zaire: Schule und Jugend zwischen Partei und Kirche

Zaire gehört mit über 3 Millionen Schülern in den Primarschulen (1. bis 6. Schulstufe) und über 300 000 Schülern in den Sekundarschulen (6. bis 12. Schulstufe) zu jenen Ländern Afrikas, die die höchsten Schulbesuchsraten aufweisen. Dabei besuchen 62% der Schüler der Unterstufe und 42% jener der Oberstufe katholische Schulen (rund 2 Millionen Kinder und Jugendliche). Bis 1971 war auch der überwiegende Teil der Studenten in der katholischen Universität Lovanium und in den katholischen Hochschulen eingeschrieben, doch wurde das Hochschulwesen mit Dekret vom 6. 8. 71 verstaatlicht und in einer einzigen Struktur der «Université Nationale du Zaire» (UNAZA) zusammengefaßt.

Während die meisten offiziellen Schulen in den Städten und größeren Zentren sind, findet man katholische Schulen überall im Land, bis in die kleinsten Dörfer. Juridisch sind sie dem staatlichen Schulsystem eingegliedert, mit denselben Lehrplänen und denselben Diplomen. Der Staat bezahlt die Lehrer und übernimmt grundsätzlich auch die laufenden Kosten.

Die Aufrechterhaltung eines eigenen katholischen Schulsystems ist im afrikanischen Zusammenhang von anderen Gründen bestimmt und muß mit anderen Augen gesehen werden als in Europa. Wie in den meisten afrikanischen Staaten, wird auch im Zaire die Schule als eines der wesentlichsten Mittel der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung angesehen. Eine Gesellschaft, die die Technik in den Dienst der Verbesserung der Lebensbedingungen der Gesamtbevölkerung stellen will – und alle afrikanischen Länder bekennen sich zu diesem Prinzip –, braucht gut ausgebildetes Personal und eine breite Schicht von Leuten mit einer Grundausbildung, die sie befähigt, sich dem Fortschritt zu öffnen und neue Ideen und Arbeitsmethoden anzunehmen.

Diese Priorität, die dem Bildungswesen allgemein eingeräumt wird, führt den konfessionellen Schulen gegenüber zu zwei widersprüchlichen Haltungen. Einerseits, und dies war bisher die vorherrschende Tendenz, wird der Beitrag der Kirchen in diesem Bereich als Beitrag zur Entwicklung des Landes gewertet und um so höher geschätzt, als diese Schulen auf Grund ihrer besseren Organisationsmöglichkeiten oft überdurchschnittliche Resultate aufweisen. Andererseits werden sich die

nationale Führungsschicht und die Politiker immer mehr ihrer eigenen Verantwortung in diesem Bereich bewußt, wobei gleichzeitig die Möglichkeiten der Beeinflussung der jungen Generation im Sinne einer nationalistischen Ideologie erkannt werden. Daher die zweite Haltung, die im ganzen Kontinent mehr und mehr in den Vordergrund tritt, und die sich in einer wachsenden Kontrolle und sich verstärkenden Verstaatlichungstendenzen kundtut. Es ist begreiflich, daß dies besonders in jenen Staaten der Fall ist, wo die Konfessionsschulen großteils durch die öffentliche Hand finanziert werden.

Wurde bisher im Zaire der Pluralismus des Schulsystems, der auch in der Konstitution verankert ist, positiv als Beitrag zur sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung gewertet, so bekommen in letzter Zeit mehr und mehr jene Kräfte Oberhand, die im Namen der nationalen Einheit eine totale Vereinheitlichung des Schulsystems unter der alleinigen Kontrolle des Staates anstreben. In seiner Rede vom 30. November 1973 sagte der Staatschef unter anderem: «L'organisation et le fonctionnement de l'enseignement incombent au seul pouvoir public». Allerdings gab es seither, trotz der gleichzeitigen Ankündigung radikaler Lösungen, keine grundsätzliche Änderung im Regime der Konfessionsschulen.

Dennoch wird die Einflußnahme des Staates immer stärker. Die Staatspartei (M.P.R. = Mouvement Populaire de la Révolution) ist in den Schulen vertreten und greift oft auch in deren Verwaltung ein. Seit etwa zwei Jahren werden die Forderungen des Staates bezüglich der Planung der Schulen verstärkt, wobei in der Öffnung und Schließung von Klassen oft keine Rücksicht mehr auf die Schulträger genommen wird.

Die Diözesaninspektoren sind praktisch von der Schulinspektion ausgeschlossen und zu reinen Verwaltungsbeamten geworden, wobei ihnen besonders im Landesinnern von Staats- und Parteibeamten viele Schwierigkeiten gemacht werden. In allen Schulen hat man Zellen der Parteijugend gegründet, und in den Oberklassen der höheren Schulen werden politische Schulungskurse durchgeführt. Die Schule wird so mehr und mehr zum privilegierten Mittel der Beeinflussung der Jugend

im Sinne der Parteiideologie und einer nationalistischen Propaganda.

In diesem Zusammenhang geschieht es dann leicht, daß Religionsunterricht und religiöse Erziehung in den Schulen als unvereinbar mit der Parteiideologie, oder zumindest als Faktor eines gefährlichen Pluralismus, gesehen werden. Grundsätzlich ist in den Lehrplänen des Zaïre Religionsunterricht oder Moral für alle Schulen vorgesehen. Dennoch gingen 1973 einige Inspektoren so weit, den Religionsunterricht zu verbieten; diese Entscheidung wurde allerdings kurz darauf wieder rückgängig gemacht.

In den Primarschulen, den kirchlichen ebenso wie den staatlichen, wird der Religionsunterricht normalerweise von den Klassenlehrern erteilt. Dieses System ist weitgehend vom guten Willen der Lehrer und der Direktion abhängig. Nur wenige Schulen haben eigene Religionslehrer.

In den höheren Schulen sind die Möglichkeiten einer religiösen Erziehung sehr verschieden. Während in den meisten katholischen Schulen versucht wird, eine Erziehungsgemeinschaft zu bilden, in der die religiösen Werte ihren Platz haben, beschränkt sich in anderen Schulen die religiöse Erziehung auf den Religionsunterricht, der gewöhnlich von einem Priester erteilt wird. Wegen Personalmangel fällt in manchen Schulen der Religionsunterricht überhaupt aus.

Sollte es, wie zu befürchten ist, zu einer absoluten Kontrolle der Schulen durch den Staat, unter Ausschluß des kirchlichen Einflusses, kommen, so hätte dies vor allem schwerwiegende Folgen für die religiöse Erziehung der Jugend, da alle konfessionellen Jugendorganisationen verboten sind.

Wenn die katholischen Schulen nicht mehr die Möglichkeit haben, einige Grunderfordernisse in ihren Lehranstalten durchzusetzen, wird sich der Einfluß der politischen und laizistischen Tendenz auf die Lehrer verstärken, die dann keine Unterstützung mehr haben und dem Druck nachgeben. Im Zusammenhang mit dem Mangel an Religionslehrern und dem Verbot jeder außerschulischen Jugendarbeit ergäbe sich dadurch de facto eine Situation, in der die meisten Jugend-

lichen des Landes kaum mehr eine Möglichkeit haben, mit dem Glauben in Berührung zu kommen.

Vielleicht wäre eine solche Entwicklung auf keinen Fall zu vermeiden gewesen. Sicher ist, daß die Suche nach neuen Formen der Pastoral der Kinder und Jugendlichen zu den dringendsten Aufgaben der Kirche des Zaïre gehört. ***

INTERKO-REISEN 1975

Biblisch-archäologische und landeskundliche Studienreisen unter wissenschaftlicher Führung

für anspruchsvolle, interessierte Menschen, die in der Gemeinschaft Gleichgesinnter das Außergewöhnliche suchen.

Ägypten

Unter- und Oberägypten, von Alexandria bis Abu Simbel

10. Februar bis 23. Februar (14 Tage) mit 5tägiger Nil-Kreuzfahrt
6. März bis 19. März (14 Tage), (8. und 9. Wiederholung)
Leiter: Dr. Franz Fürer, Althistoriker und Ägyptologe, Universität Zürich. *Anmeldeschluß: 15. November 1974*

Biblische Welt von Libanon, (Syrien), Jordanien, Israel und Sinai

Eine biblische Studienreise mit einem außergewöhnlichen Programm

30. März bis 17. April (19 Tage), 1. Wiederholung
Leiter: Katechet lic. theol. Werner Baier, Aarau

Griechenland, einschließlich Kreta und Rhodos

Biblisch-klassische Studienreise auf den Spuren des Apostels Paulus

30. März bis 15. April (17 Tage), 12. Wiederholung
Leiter: Dr. phil. Georg Christ, Althilologe, Zürich

Türkei

Auf den Spuren der Hethiter, der griechischen Antike, der Apostel Paulus und Johannes und des frühen Christentums

30. März bis 15. April (17 Tage), 10. Wiederholung
Leiter: Univ.-Prof. Dr. theol. Christian Maurer, Bern

Äthiopien.

In das sagenhafte Land des «Löwen von Juda» mit einer reichen christlichen Tradition, inmitten des heidnischen Afrika

24. September bis 11. Oktober (18 Tage), 6. Wiederholung
Leiter: Univ.-Prof. Dr. Walter W. Müller, Tübingen

Persien

Zu den Stätten des antiken Perserreiches und der islamischen Hochkultur

4. bis 18. Oktober (15 Tage), 5. Wiederholung
Leiter: Univ.-Prof. Dr. theol. Hans Wildberger, Zürich

Indien-Nepal (nur noch wenige Plätze vorhanden)

Süd- und Nordindien und Nepal. Begegnung mit dem Hinduismus, Buddhismus und Christen in Indien

20. Dezember 1974 bis 12. Januar 1975 (24 Tage)

Leiter: Univ.-Prof. Dr. theol. Hans Wildberger, Zürich

Afrika der römischen Antike: Algerien und Tunesien

Studienreise in die Kulturgeschichte des antiken Roms und des frühen Christentums in Nordafrika

3. bis 19. Oktober (17 Tage), 1. Wiederholung

Leiter: Univ. Prof. Dr. theol. Peter Stockmeier, München

London und sein Britisches Museum

Studium der reichen Sammlungen der antiken Kulturen des Vorderen Orients, der Ägypter, Griechen, Assyrer, Babylonier, Hethiter u. Römer

4. bis 13. Oktober (10 Tage)

Leiter: PD Dr. Peter Welten, Dozent für Bibel-Archäologie, Univ. Tübingen

Heiliges Land (Israel und Sinai)

Von den Quellen des Jordan bis Beerscheba, bzw. Eilat am Roten Meer und zum St.-Katharinen-Kloster im Sinai (96.-100. Wiederholung)

Abreisetermine: 30. März (19 Tage mit Sinai), 31. März (17 Tage), 7. April (14 Tage), 28. September (19 Tage mit Sinai), 3. Oktober (17 Tage)

Leiter in der Reihenfolge der Daten: Prof. Dr. theol. Rudolf Schmid, Luzern; PD Dr. theol. Peter Welten, Tübingen; Dr. theol. Walter Bühlmann, Luzern-Eschenbach; Prof. lic. theol. und lic. rer. bibl. Georg Schelbert, Fribourg; PD Dr. theol. Martin A. Klopfenstein, Bern.

Alle Studienreisen werden als Flugpauschalreisen mit Kursflugzeugen in kleinen Gruppen veranstaltet. Zuverlässige technische, seit über 20 Jahren bewährte Organisation. Ausgezeichnete Hotels und bestmöglicher Service. Verlangen Sie die detaillierten Reiseprogramme und weitere Auskünfte von

INTERKO

Geschäftsstelle des Interkonfessionellen Komitees für biblische Studienreisen (gegründet 1953). Postfach 616, CH-6002 Luzern.

Telefon (041) 36 05 01

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen

Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 (Orientierung), Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung)) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360 – Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

Abonnementspreise: *Ganzes Jahr:* Fr. 27.— / DM 27.— / öS 185.— / Lit. 7300 / FF 50.— / US \$ 12.— / übriges Ausland: sFr. 27.— + Versandkosten.

Halbjahresabonnement: sFr. 15.50 / DM 15.50 / öS 100.— / übriges Ausland: sFr. 15.50 + Versandkosten.

Studentenabonnement: Schweiz Fr. 18.— / Ausland: DM 18.— / öS 110.— / Lit. 4500 / übrige Länder: sFr. 20.—

Gönnerabonnement: sFr./DM 35.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzel exemplar: sFr./DM 1.70 / öS 10.—

(Ausländische Währungen: Kurs Ende September 1974)

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich